

EINSTAND NACH MASS

Neuer GMD in Mannheim: Adam Fischer

Adam Fischer hat hoch gepokert und hoch gewonnen. Das zeigte nicht nur der ziemlich einhellige Jubel zur ersten Fischer-Premiere im Nationaltheater, sondern auch die atmosphärische Nachwirkung: alle im Haus laufen mit glänzenden Augen herum und schwärmen (noch) von dem neuen Opernchef, den Generalintendant Ulrich Schwab und der rührige Mannheimer Kulturdezernent Peter Kurz als Nachfolger von Jun Märkl zunächst mit einem Dreijahresvertrag an das Traditionshaus geholt haben. Nicht mit „Fidelio“, der „Zauberflöte“ oder einem anderen Repertoire-Evergreen stellte sich Fischer vor, sondern mit zwei Einaktern, die 300 Jahre Musikgeschichte überspannen. Claudio Monteverdis „Combattimento di Tancredi e Clorinda“ und Bela Bartóks „Blaubart“ weisen gleichwohl als dramatische Allegorien auf den Geschlechterkampf manche Parallelen auf: So wie Tancred seine Geliebte Clorinda erst nach dem tödlichen Schwerthieb und dem Abnehmen des



Adam Fischer

Foto: Claudia Prieler

Helmes erkennt, nimmt Judith erst nach dem Öffnen der siebten Tür in Blaubarts Schloss die wahren seelischen Verkümmernungen des blaubärtigen Hausherrn wahr. Und auch musikalisch sind Monteverdi und Bartók, fernab aller musikhistorischen Kontexte, aus ähnlichem Holz geschnitzt. Denn ihre vertonten Dramen entspringen ganz der Musik, sie allein bestimmt die kargliche szenische Aktion, nur sie lässt uns ins Innere der Personen schauen.

Ansatzpunkte genug also für Adam Fischer, mit beiden Werken die erklärten Eckpunkte seiner avisierten Mannheimer Opernarbeit zu umreißen. Denn er möchte sich verstärkt der Musik vor 1800 und der des 20. Jahrhunderts widmen. Dass beides bei ihm in berufenen Händen liegt, zeigte die Premiere eindrucklich. Die zwölköpfige Monteverdi-Crew des Nationaltheater-Orchesters, das bislang mit Vorbarockem unvertraut war, spielte, als wäre ihr die historische Aufführungspraxis eine zweite Haut. Der fühlt sich Fischer, der als Haydn-, auch als Mozart-Dirigent international reüssierte, verpflichtet, wobei er Nikolaus Harmoncourts Vorgaben in freilich gemäßigter Manier auf das moderne Instrumentarium überträgt. Dies hörbar mit solchem Geschick, dass man schon staunt, in welcher kurzer Zeit es der 51-jährige Dirigent aus Ungarn schaffte, das Orchester und die drei Solisten Andreas Karasiak (Testo), Nicola Beller Carbone (Clorinda) und Christoph Strehl (Tancred) auf instrumentales Singen, rhetorische Artikulation und angemessen federnde Rhythmik einzuschwören. In Bartóks „Blaubart“ hingegen zeigte Adam Fischer, wie verwachsen er mit der Tonsprache seines Landsmanns ist, dessen folkloristisch eingefärbte Spielart des Impressionismus' er mit einer Klangpracht, aber auch mit eminenten Transparenz und

Hinwendung zum atmosphärischen Detail zeichnete, wie sie werkdienlicher wohl kaum sein kann. Dazu Philipp Himmelmanns Inszenierung im leeren Bühnenraum Johannes Leickers: ein haarscharf charakterisierter Kampf der Geschlechter, bei Monteverdi rasant choreographiert, bei Bartók als dunkel-abgründige Begegnung zweier monumentaler Charaktere (Mihail Mihaylov und Andrea Szántó) gezeichnet. Dass der gesamte Bühnenboden sich schließlich senkrecht stellt, ja das Portal schlussendlich von hinten abschließt und sich das unglückselige Paar davor erschöpft von der Ich-Suche wieder findet, gibt der Produktion den Zuschnitt eines beklemmenden Psycho-Trips. Ein unbequemer, antiklinarischer Auftakt zu Fischers Amtszeit, den man dem sonst so scheu wirkenden Dirigenten gar nicht zugeutraut hätte.

Fischer tritt kein leichtes Erbe an. Zehn Jahre lang, vier davon als Kapellmeister, sechs als Generalmusikdirektor, hatte Jun Märkl die Mannheimer Oper geleitet und hier mit einer mehr als nur gediegenen „Ring“-Produktion (Regie: Martin Schüler) in der vergangenen Spielzeit den fulminanten Schlusspunkt seines Wirkens gesetzt. Märkl, mit Mitte 30 noch eher auf dem unteren Drittel der Karriereleiter, hat am Nationaltheater das ehemals große Repertoire behutsam ausgedünnt und es vor allem bei Verdi und Wagner zu modernisieren versucht. Weiter half Märkl der Mannheimer Oper durch eine recht geschickte Personal-Politik ihren Charakter als großes Ensembletheater zu bewahren, ein Kapital, auf das Fischer nun aufbauen kann. Ein hinreichend solides Erbe also, zumindest künstlerisch. Denn atmosphärisch lag in den letzten Märkl-Jahren einiges im Argen, vor allem zwischen dem GMD und seinem Orchester. Administrative Konflikte spielten dabei eine Rolle, auch zunehmend der Eindruck, dass Märkl zwischen Gastspielen in Amerika, Japan, England und Wien seinen Mannheimer Pflichten nicht mehr ganz mit dem Engagement nachkommen konnte, wie man es von ihm gewohnt war.

Mit Fischer steht nun ein Dirigent an der Spitze der Mannheimer Oper, der auf eine beachtliche Laufbahn zurückblicken kann: Jahre als GMD in Freiburg und Kassel, Bindungen an die großen Häuser in Zürich, München und Wien, dazu Gastspiele in den USA, die von ihm initiierten Festivals in Kassel (Gustav Mahler) und Eisenstadt (Haydn). Ein Mann mit Erfahrung, der in Mannheim jetzt noch einmal die Herausforderung sucht, ein Ensemble zu formen, Spielpläne zu gestalten und ein Haus zu führen. Seine bescheidene, gleichwohl sympathische Art der Selbstdarstellung, die am Pult umbricht in ein von Vitalität, Stilbewusstsein und Phantasie gleichermaßen geprägtes Musizieren, hat beim Mannheimer Opernpublikum auf Anlieb eingeschlagen. Und im Hause selbst ...Wie gesagt, alle laufen mit glänzenden Augen herum. Zu hoffen ist, dass es lange so bleibt.

Stefan Koch



Foto: Nina Urban

Philipp Himmelmann inszenierte Béla Bartóks „Herzog Blaubarts Burg“ in einem Bühnenbild von Johannes Leicker, eine Szene mit Andrea Szántó (Judith) und Mihail Mihaylov (Blaubart).